

# PAUL HELLER - MEIN LEBEN

## KINDHEIT

Vor Jahren wäre es mir wohl kaum möglich gewesen, Geschehnisse und Erlebnisse aus meinem Leben in der Erinnerung gegenwärtig und lebendig werden zu lassen. Nicht nur Mangel an Zeit und Ruhe ließen mich diese mir heute so unerläßliche Arbeit und Mühe unterlassen, es fehlte wohl auch die Klarheit der Erkenntnis und Beurteilung und die rechte Werteinstufung der Vergangenheit.

Es muß der Abstand dessen, der sich erinnert zu dem, woran er sich erinnert, groß genug sein, um sich wie ein Suchender, der auf dem Weg in die Vergangenheit, in die Heimat ist, tastend zurückzufinden: mitten durch die am Wegesrand liegenden Erinnerungstücke, hier und da nachsinnend, verharrend, lächelnd sich freuen, dankend gedenken, bedauernd bereuen.

Fast ein Jahrhundert liegt hinter mir, eine Zeit, die sich von den Anfangstagen des ersten Weltkrieges bis hin in die Mitte des ersten Jahrzehntes des Dritten Jahrtausends erstreckt.

Ich wuchs auf ohne Vater. Als ich am 15. August 1914 in Crimmitschau, wo mein Vater seine erste Lehrerstelle gefunden hatte, geboren wurde, war er bereits als Soldat an der Front in Frankreich. Am 1. Dezember 1914 verstarb er nach Verwundung in einem Lazarett in Emden.

Meine Mutter kehrte mit mir in ihre Heimat Otticha zurück auf den väterlichen Hof. Hier, im Haus und Hof und der dörflichen Flur fand ich meine Heimat. Es sind keine großen Ereignisse und Erlebnisse, die mich mit Otticha verbinden, es ist das Leben als Kind, das in Haus und Hof, Dorf und Flur und mit den dazugehörigen Menschen seinen Weg in die Welt suchte und fand.

Die Erinnerungen an meinen Geburtsort Crimmitschau sind recht dürftig. Meine Mutter hat sehr bald ihre dortige, große und teure Wohnung aufgegeben und eine kleinere am Gablenzer Berg bezogen. Von ihr ist mir lediglich in Erinnerung geblieben, daß sich im Erdgeschoß ein Schreibwarengeschäft befand, in dem es herrliche Buntstifte gab. Meine noch heute ungebrochene Liebe für Schreibmaterial scheint hier ihre Wiege zu haben. Die damals in der Nähe liegende Gasanstalt ist mir auch noch in Erinnerung. Onkel Paul Nündel, ein Neffe meiner Großmutter Ida, war der dortige Gasmeister; irgendwie hat das meinem kindlichen Gemüt imponiert.

Meine Mutter hat öfters und sicherlich auf längere Zeit in Otticha gewelt, wohl auch wegen der auf unserem Bauernhof günstigen wirtschaftlichen Gegebenheiten in Kriegszeiten. Erinnerungsbruchstücke aus dieser frühen Ottichaer Zeit sind die mir noch bis heute in lebendig gebliebenen Liedzeilen, unter deren Abgesang mein mir so lieb gewordener Großvater Jonathan das Laufen lehrte und übte: „Ri-ra-rutschika, wir fahren nach Amerika, Amerika ist zugeschlossen und der Schlüssel abgebrochen. Ri-ra-rutsch, wir fahren mit der Kutsch“. Meine Kinder, die Zwillinge Johannes und Gottfried ganz gewiß, haben es auch so gelernt. Auch soll ich, nach Erzählung von Onkel Kurt, meinen Großvater, der seine Milchsuppe heimlich vor mir hinter dem Handtuch versteckt zu sich nehmen wollte, arg um „Mitessen“ bedrängt haben.

Gegen Kriegsende, wahrscheinlich 1919, ist meine Mutter nach Zwätzen verzogen. Wir können etwa über ein Jahr in einem Eckhaus dem Rittergut gegenüber gewohnt haben. Von dort sind mir nur die knusprigen Dreierbrödl aus der Bäckerei im Haus, in Erinnerung geblieben.

Um 1920 ist meine Mutter nach Weimar gezogen. Sie war eine zweite Ehe eingegangen, die sie aber sehr bald wieder löste. Es müssen erhebliche Mißverständnisse vorgelegen haben, da ihr sogar die Verwandten ihres zweiten Ehemannes hilfreich beim heimlichen Räumen der Wohnung zur Seite standen. Wir zogen nach Otticha

An Weimar bestehen einige Erinnerungen : Schuleinführung in die Herderschule, Schulfreund Paul Allwein, ein holländischer Junge im Haus, gleichen Alters, ungeheuer imponierend als „Besitzer“ eines deutschen Spitzenhelms, ein ehemaliger U-Bootfahrer als Mitbewohner, dessen Erzählungen mich stark fesselten und zum Zeichnen von U-Booten animierte. Auch hat mich der geheime Umzug so beeindruckt und innerlich so beschäftigt, daß ich auf längere Zeit den Möbelwagen mit der Firmenbezeichnung „Staubenthal“ skizziert habe.

Daß ich nicht die geringste Erinnerung an den Stiefvater habe, mag ein Hinweis dafür sein, daß ich für ihn nicht existent war. Meiner Mutter war Weimar ein schweres Trauma, das sie auf eine längere Zeit arg bedrückte und wahrscheinlich nie verloren hat. Mir hat sie nie etwas davon erzählt oder es mich spüren lassen. Darum habe ich sie nie darauf angesprochen, nie nachgefragt; sie hatte genug zu tragen.

Der Bauernhof Dietrich in Otticha hatte in der Zeit meiner frühen Kindheit und auch anfangs in meiner Jugendzeit noch das Aussehen, das die Zeichnung aus dem Jahr 1888 wiedergibt: ein Vierseitenhof mit Tor, Gebäude für Wohnung und Stallungen,

Scheune und Nebengebäude. Seitdem vorgenommene Um- und Verbesserungsbauteile haben weder zur Veränderung des Baustils noch der Gebäudegröße geführt. Die Kastanie vor der Torfront und der Verandaanbau dahinter sind Zuordnungen seit Mitte des 20. Jahrhunderts.

Die Wohn- und Nutzungsräume im Wohngebäude waren damals an gleicher Stelle, in der sie bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts verblieben. Später wird ihre Innengestaltung und Ausstattung wiederholt verändert. Ich sehe noch heute viel aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen:

Die große Küche, im vorderen Teil gepflastert, den Fenstern zu mit Dielen, breit angelegt, beide Fenster noch vergittert, zwischen ihnen ein breiter großer Spiegel, hinter dem die Geraer Zeitung ihren Platz hatte. Am großen Tisch vor dem linken Fenster standen zwei Holzbänke, an den Wänden und ihnen gegenüber Holzstühle. Der Tisch diente nur den Mahlzeiten. In der dunklen Jahreszeit stand auf der Tischmitte eine Petroleumlampe mit breitem Fuß, mit topfgroßem Behälter und hohem Glasschirm, eine herrliche, warme und helle Lichtquelle. Es war selten, daß man sich außerhalb der Mahlzeiten um die Petroleumlampe versammelte. Was und worüber zu reden war, wurde bei der Arbeit zu Gehör gebracht. Damals war die Lebensgemeinschaft im Dorf noch total. Von der Wiege bis zur Bahre wohnte, arbeitete und aß man gemeinsam. Die Abende waren kurz, ermüdet ging man recht früh zur Ruhe. Dem tiefen Schubkasten eines alten Tisches unterhalb dem Backofen vor dem rechten Fenster galt mein besonderes Interesse: Wenn man seinen kunterbunten Inhalt nach allen möglichen und unmöglichen Dingen durchstöberte, gab es immer etwas zu finden. Über dem Tisch befand sich die Ofentür zum außen angebauten Backofen. Er wurde 1938 abgerissen.

Aller Bedarf an den großen, runden Bauernbroten, den noch größeren Pflaumen- und Gräupelkuchen und den Weihnachtsstollen wurde daheim gebacken. War das Zubereiten der Teigmassen Frauensache, das Feuern mit Backscheiten stand dem Bauer zu, beides ein Familiengeheimnis. Es mußte also nicht nur Saat und Ernte, Viehhaltung und Haushalt verstanden werden, auch der Backofen gehörte dazu. Ich muß all das recht aufmerksam beobachtet haben, daß es mir bis heute in Erinnerung geblieben ist. Auch der große alte Küchenherd, der noch aus dem 19. Jahrhundert stammen könnte, ist mir, als mit weißen Steinplatten ausgelegt und mit unterschiedlichen Kochringen, tiefer Wasserpfanne und mit Backröhre versehen, gut erinnerlich. Um 1930 wurde er durch einen modernen Großraumofen ersetzt. Noch heute sehe ich meine Großeltern auf Schemel und Holzkiste sich aufwärmend sitzen.

Das Ofenrohr führte über die Küchentür hinweg zur Esse, in die die Räucherammer eingebaut war. Für das Küchengerät boten Regale und Schränkchen an der Innenwand hinreichend Platz. Eine Tür führte in den Raum, in dem auf der einen Seite der eingemauerte große Kessel stand und gegenüber ein großer Kartoffeldämpfer für die Futterzubereitung Platz hatte. Eine Tür führte zum Futtergang und den dahinter liegenden Stallungen.

In die „große gute Stube“ führte auch von dem Hausflur her eine Tür. Diese Stube wurde selten in Anspruch genommen, meist nur anlässlich größerer Einladungen, etwa zur Kirchweih, zu Weihnachten und bei eventuellen Familienfestlichkeiten.

Nach dem Tagebuch von Wilhelm Dietrich aus den Jahren 1843-1854, in dem für jeden Tag ausführlich jedes Tun und Geschehen festgehalten ist und aus den Mitteilungen seines Sohnes Jonathan, meines Großvaters, ist mir bekannt, daß bis kurz nach dem Ersten Weltkrieg Otticha ein gern gewährtes und gern angenommenes Besucherziel der weitläufigen Verwandtschaft gewesen ist.

In der Stube hatten drei alte Familienstücke ihren Platz gefunden: Ein Flügel, wohl noch aus dem väterlichen Pfarrhaus in Zwötzen, vom Wilhelm gern gebraucht, ein hoher Standspiegel, auch ein Erbstück und ein großes Bild von Jerusalem, das sein Neffe Pfarrer Johannes Dietrich von seiner Jerusalemreise 1898 mitgebracht hatte. Diese alten Familienstücke sind mir noch recht deutlich in Erinnerung. Der Bücherschrank meines Vaters, den meine Mutter aus Platzmangel hier abgestellt hatte, ist samt Inhalt seit 1941 bei mir.

Aus dem Hausflur links ging es in den wirtschaftlich bedeutsamsten Raum, in das Gewölbe mit der Zentrifuge. Mit ihr wurde aus der frisch gemolkene Milch der Rahm geschleudert und dann per Hand zur Butter gewandelt. Das Schleudern war eine schwere Handarbeit. Der Gewölberaum diente zugleich auch als Magazin für hauswirtschaftliche Geräte. Gleichfalls aus dem Flur führte eine abgewinkelte Treppe in das Obergeschoß, in dem die Schlafräume und die Auszugswohnung für die Großeltern zu finden waren. Hinten führte eine steile Treppe zum Dachboden, auf dem das gedroschene Getreide gelagert wurde.

Feste Erinnerungen aus meiner Kindheit manifestieren sich vorerst in kleinen bunten Zinnfiguren und an der grünen Schachtel, in der sie behütet wurden; die Söhne haben sie bald aufgebraucht. Die zweite Garnitur war langlebiger: Die Giesform eines Reiters, der in Blei oder Zinn nach Bedarf neu gegossen werden konnte; auch er hat die zweite Generation erlebt. Ob dies auch für die Ritterburg in ihren einzelnen Bestandteilen zutrifft, ist ungewiß. Nicht überlebt haben die von mir innig geliebten

Mini-Schnitzereien einer Hundehütte und einer Radewelle (Schubkarre). Dafür aber haben die Lokomotive, die mittels Spannfeder in Bewegung kam und anhängende Waggon die nachfolgenden Generation beschäftigt und erfreut. Eine Dampfmaschine, die mittels einer Mini-Petroleumfeuerung zum Laufen kam, überlebte leider nicht. Wohl aber der Stabilbaukasten, den erst die Kinder, die Zwillinge Johannes und Gottfried aufbrauchten.

Dieses Spielzeug, das mein Kind-Sein im häuslichen Raum voll ausfüllte, fand mangels Spielfreunde Erweiterung in der Natur, in Dorf und Flur. Ich bin als Einzelgänger aufgewachsen, Gleichaltrige gab es nicht im Dorf. Der eine Junge war vier Jahre älter, der andere fünf Jahre jünger, die zwei Mädels zwei bis drei Jahre älter. „Spielen“ gab es für diese Kinder auch nicht, sie hatten in Haus, Hof und Feld mit zu helfen. Volkmar und Irmgard, die nach mir im Gut aufwuchsen, waren für mich kleine Kinder. Ich mußte also meinen Partner suchen und fand ihn in der Natur. Das Alleinsein habe ich früh gelernt und geübt und mich dabei noch recht wohl gefühlt. So wurde ich geprägt.

„Draußen“ das war vorerst das Dorf und in seiner Mitte der Teich. Da konnte man herumpatschen in Wasser und Schlamm, man konnte auch pfitscheln, mit gezieltem Steinwurf Wasserkringel fabrizieren, aber nicht baden. Erstens: Das gehörte sich nicht. Zweitens: Die Karpfen des Bürgermeisters wurden gestört. Drittens: Auf keinen Fall wurde man sauberer als vorher! Aber der breite und tiefe Graben, der das Wasser aus der Flur in den Dorfteich führte, bot Ersatz: Man konnte einen Damm bauen, primitiv aber kunstvoll, mit Röhrendurchlauf oder Überlauf, sogar mit Mühlrad eigner Konstruktion, man konnte auch mal ausrutschen.

Diese Dammarbeiten fanden später eine sinnvolle und praktische Abänderung. Mein Großvater, der mich vor seinem schweren Unfall oft mit auf die Felder nahm, versäumte es nie, die nach Regen entstandenen Spurrinnen auf den Wegen, in denen sich das Wasser angesammelt hatte, zu öffnen, damit es abfließen konnte. Diese „Straßenerhaltungsmaßnahme“ ist mir auf lange Zeit nicht nur in Erinnerung, sondern auch in Übung geblieben.

Noch bis in die Jahre nach 1925, wenn ich meine Schulferien in Otticha verbrachte, wurden meine Exkursionen vom Dorf in die Flur, in Wald und Wiese verlegt. Ich kannte die Flurstücke nicht nur ihrem Namen, ihrer Umgrenzung und Lage nach, ich würde sie noch heute trotz aller Grenzaufhebungen bei der Bodenreform wieder finden.

Unvergeßlich sind mir die beiden uralten Fußwege, der Marktsteg nach Gera und der Holzweg nach Liebschwitz. Keiner kennt, keiner geht mehr diese Wege. Seit fast einem halben Jahrhundert fährt man mit dem Auto auf der Straße, die Fußwege sind verschwunden und vergessen.

Wenn meine Mutter mit mir nach Gera ging und ich nach 1925 über Sonntag und in den Ferien nach Hause kam, war es bei trockener Witterung der kürzeste Weg: auf dem Ger-Weg und durch das Holz in den Wipsengrund, über die „Brücke“, ein über den Wipsenbach gelegtes Brett, durch das Lengefelder Holz, den Hang hinauf, über die Lengefelder Straße, Feldwege und Ackeraine der Lietscher und Preskelner Flur, zwischen Zwötzen und Lasurberg nach Gera, ungefähr zwei Stunden Fußweg. Kürzer war der Weg nach Liebschwitz, „hinten“ nein „nach Licht’z“; Er führte über die Holzfelder, durch das Holz am Wispsenhang, über die Steinbrücke, am Rittergut entlang in das Dorf, hinwärts in etwa zwanzig Minuten, heimwärts, den Berg „nauf“ in doppelter Zeit.

Im Wald interessierten mich weniger die Beeren und Pilze, die natürlich mitgenommen wurden und eine willkommene Zukost waren. Meine Interessen und Liebe galten den Haselnußsträuchern. Nicht der Nüsse wegen, wichtig waren mir die schlanken, kerzengeraden Haselruten, ein nie endendes Ausgangsmaterial für Pfeil und Bogen und Speer. Ich habe bis heute nicht aufhören können, mit unterdrücktem Begehren mein Taschenmesser unbenutzt zu lassen. Wie viele Pfeile und Bogen mag ich wohl geschnitzt haben? Meine Söhne und Enkel, auch die Söhne und Enkel von Cousin Volkmar in Otticha habe ich in diese Kunst eingeführt. Alte Liebe rostet nicht.

Meine zweite Liebe seit Kindertagen: Das Taschenmesser. Mit 10 Jahren bekam ich mein erstes, es ging verloren. Glanzstücke meiner Sammlung sind ein Schweizer „max. und min“ und ein vererbtes schweres Taschenmesser aus der Zeit von 1880. Auch wenn ich es nicht benötige, ein Messer trage ich meistens bei mir. Frage ich meine Söhne oder Enkel nach ihrem Taschenmesser, kommt bestimmt die Antwort: wozu? So was braucht man heute nicht mehr.

War es wohl anfangs alles noch Spielerei, Ausfüllen der Zeit, für die es auch noch keine Aufgabe, keine Pflicht gab, so führte es doch hin zum Einüben, zur Betätigung. Es kommt das Einwachsen, Erkennen, Erfassen und Begreifen und schließlich die Tätigkeit.

Meine Schulzeit hatte 1921 in Weimar begonnen und wurde von 1922-1925 in der Volksschule Kleinfalka fortgeführt, 1934 endete sie mit dem Abitur in Gera.

Die Schule in Kleinfalka war ein Kuriosum, 8 Jahrgänge in einer Klasse für die Kinder aus Kleinfalka, Großfalka und Otticha. Waren die Eltern aus dem größeren Falka zumeist Fabrik- und Gutsarbeiter und einige Handwerker, so waren in den beiden kleineren Dörfern nur Bauern ansässig. Das Unterrichtssystem war so verblüffend einfach und doch erfolgreich: Während der eine Teil der in Ober- und Unterklasse aufgeteilten Schüler sich mit aufgegebenen Lese-, Schreib- oder Rechenaufgaben zu beschäftigen hatte, wurde der andere Teil vom Lehrer unterrichtet bzw. abgefragt. Für Gesang und Turnen gab es gemeinsame Stunden. Unterrichtsstörung durch Unruhe und Schwatzen kam nicht vor, Aufmerksamkeit war unabdingbar, an Schelte kann ich mich nicht erinnern. Fleiß, Ordnung und Betragen standen voran. Der junge Lehrer Hans Golle war nicht nur ein guter, er war auch ein gütiger Pädagoge, der uns recht zu belehren und führen wußte.

Auch verstand er es, die Schule in die Öffentlichkeit zu bringen, sei es durch die jährlichen Weihnachtsaufführungen mit Liedern und Gedichten im Saal des Gasthofes oder mit dem Sommer-Kinderfest im Rittergutsgarten. Beides ist mir bis heute in froher Erinnerung. Hier waren jung und alt zusammen, grüppchenweise Gespräche der Großen, Glücks-Rad für die Kinder mit Gewinnen im Wert von 10 Pfennig, Rostbratwurst, noch größer und duftender als heute, für 25 Pfennig, eine durstige Blaskapelle, ein Fahnenständer, der „bewacht“ und dann beraubt wurde, die Jagd nach den Dieben, die natürlich bald gefaßt und furchtbar mit Bierausgeben bestraft wurden. Ein aufregend herrliches Fest, das seinen Höhepunkt im „Vogelschießen“ fand: Ein großer, aus hölzernen Einzelteilen zusammengefügter Adler mußte solange mittels einer an einer Schnur verknoteten Eisenspitze beschossen werden bis das letzte Stück vom Vogel zu Boden fiel. Der glückliche Schütze war dann Schützenkönig oder -Königin. Das stand natürlich schon vorher fest, es traf stets auf ein Kind eines der größten Bauern. Aufregend wurde es dann, wenn der Betreffende zum Schuß kam und verfehlte. Dann mußte nachgeholfen werden. Der Königsvater gab am Sonntag danach für die Schüler Kaffee und Kuchen. Ob das besondere Geschenk, das jedes Kind sich auswählen konnte, eine „Königsgabe“ oder Schulgabe war, ist mir nicht mehr bewußt. Ich wählte: ein Taschenmesser! Leider ist es mir später verloren gegangen.

Auch der Weg in die Schule von Otticha bis Kleinfalka ist mir ein recht deutliches Erinnerungsstück, wenn auch ohne besonderes Erlebnis. Da aus unserem Dorf zu meiner Zeit nur drei Kinder schulpflichtig und die beiden Mädels älter als ich waren und der Oberklasse zugehörten, war ich zumeist Alleingänger. Der Weg von etwa

einer halben Stunde führte durch die Felder, auf denen vom Frühjahr bis zum Herbst irgendwo irgendwer arbeitete. Wer es war, wußte man, da man ja die Eigentümer kannte. Straßenverkehr gab es noch nicht. Im Winter, wenn alles verschneit war, waren die fehlenden Straßenbäume durch Schneeruten ersetzt. Manche wurden von mir beschnitzt und in Propeller und ähnliche Gegenstände umgewandelt. Da man beim Schnitzen langsam gehen muß, bin ich einige Male verspätet in der Schule eingetroffen. Im Sommer, wenn es geregnet hatte, habe ich gern die Spurrinnen der Straße entwässert, kam aber nicht verspätet zur Schule.

In der Falkaer Schulzeit beginnt das Einbeziehen in die Tätigkeiten auf einem Bauernhof mit dem Kaffeetragen. Waren Feldarbeiten bis zur Feierabendzeit erforderlich, besonders zur Kartoffel- und Rübenenernte, wurden Kornkaffee und Fettbrote oder Pflaumenkuchen auf das Feld gebracht, der Austräger durfte und nahm gern teil.

Auch beim Austreiben, dem Kühehüten auf den Wiesenstücken Mühlbach, Dolze und Rechenberg war ich eingesetzt, eine gern übernommene, manchmal auch aufregende Sache. Eigentlich gab es nur das Bewachen der Kühe und ihren Übertritt auf das Nachbargrundstück zu verhindern. Da aber das Vieh keine Grenzen kennt, mußte man gut aufpassen. Auch gab es so manches zu sehen und zu entdecken: Die Maus im Gras, das Kaninchen am Feldestrand, der Bussard über'n Berg und die Forellen in der Wipse. Auch konnte man Pfeile schnitzen und mit Lehm aus der nahen Grube modellieren. Und man mußte Acht geben, das Rollen des großen Güterzuges von Weida herunter in das hinter dem Berg verlaufende Elstertal nicht zu überhören; Zeitangabe für das Eintreiben der Kühe zum Melken. Der Heimweg war mitunter aufregend, da die Rübenfelder am Wegesrand für die Kühe voller Versuchung waren. Man mußte gut aufpassen und viel rennen.

Das schönste Hausfest war das jährliche Schlachtfest im Herbst. Am Vorabend die Vorbereitungen von Schlachtraum, Schlachtleiter und Schlachtbrett und die Anfuhr der Schlachtgeräte des Fleischers. Die Vorankündigung, daß ich beim Schlachten das Schwein am Schwanz festhalten müsse, ließ mich am anderen Morgen im Bett bleiben, bis alles vorüber war. Ich fand hastige Arbeit vor: Da wurde Blut gerührt für die Blutwurst, heißes Wasser zum Abbrühen herausgetragen und die Borsten abgekratzt, das Schwein auf die Leiter gehängt und mit dem Beil geteilt. Das Haus, war vom Dunst und Duft aus dem Fleischerkessel erfüllt, es wurden dampfende Fleischstücke für die Blutwurst geschnitten, große Stücke für die Leberwurst und rohes Fleisch für die Bratwurst durch den Wolf gedreht. Diese Handarbeit war



Familienaufgabe, an der, wenn nötig, eingeladene Verwandte und Nachbarn teilnahmen. Daß dabei eifrig und reichlich vom Geschnittenen gekostet wurde, war selbstverständlich. Das Würstемachen per Wurstmaschine war allein Sache des Fleischermeisters. Seine Kunstfertigkeit, mittels Drehen an der Kurbel aus der oben eingefüllten Hackmasse die fertige Wurst unten abbinden zu können, imponierte mir. Noch mehr aber die „kleine Wurst“, die bei jedem Schlachten im Dorf den Dorfkindern zustand. Die „Wurstsuppe“, die fettige, alle Wurst- und fleischhaltige Aromata enthaltende Brühe, konnte nach alter Ordnung auch von anderen im Dorf geholt werden. Noch heute ist diese Suppe, falls irgendwer noch „Hauschlachten“ hält, sehr begehrt, auch wenn sie bei weitem nicht mehr die „alte von einst“ ist.

Auch noch recht deutlich sind mir die Erinnerungen an die Schenke, den Gasthof in Otticha. Sie gehörte wohl zum Dorf, war aber irgendwie noch etwas anders als das, was ein reines Bauerndorf darstellt: Ein Zusatz, eine Ergänzung, was man sich gönnt. Das kam damals noch selten vor, ab und zu mal ein bis drei Mann kamen „auf ein Bier“. Daß eine „Lase voll“, ein Krug Bier nach Hause geholt wurde, ist mir nur von zwei Höfen bekannt. Der Appetit nach Bier, das wochenlang und ungekühlt im Gastraum lagerte, war sehr gering. Er stieg, wenn der Gastwirt persönlich von Hof zu Hof ansagte: „es wird neu angestochen!“ Das brachte auf kurze Zeit mehr Durstige und die Skatspieler in die Schenke. Bier in Flaschen gab es damals noch nicht, wohl aber bereits das Köstritzer Schwarzbier oder: War es Malzbier?. Ich erinnere mich an das ominöse Beiwort „für werdende und stillende Mütter“. Auch die Einrichtung eines Telefons brachte kaum mehr Kunden, dafür aber das Bockbierfest im Februar. Für Kinder war es insofern von Interesse, da eine Bockbiermütze aus Papier abfallen konnte.

An dem jährlichen Kirmestanz habe ich wohl nicht teilgenommen, ihn aber wahrgenommen. Hinter dem Eingang hatten an der breiten Theke die Burschen ihren Platz, wo sie durch Zielwasser gestärkt, prüften wer als Tänzerin zu wählen sei von denen, die als die Dorfschönen auf den Bänken an der Wand erwartend sich darboten. Ein Tusch der Kapelle brachte die Thekenbesetzer in Richtung Bänke in eilende Bewegung und nach angedeuteter und unbeholfener Verbeugung vor der Ausgesuchten zum gemeinsamen Tango, Walzer und Läufer. Nach einigen Runden brach die Musik ab, der Wirt kassierte von Paar zu Paar das Tanzgeld (1 Groschen?) und gab dann das Zeichen zum Weitertanzen. Hatte sich die Kapelle von ihrem Einsatz erholt, ging es weiter bis zum Schlußwalzer. „Ihr Mädels geht heim, geht

heim ...“. Diese alte Tanzart ist bis Ende 1939 geblieben, ich habe sie in den letzten Jahren noch kennengelernt.

Zur Schenke gehörte in Otticha auch die Schmiede. Mitte des 19. Jahrhunderts war dem damals kleinsten Hof, dem einzigen mit Kuhgespann, das Schank- und Schmiederecht mit Hufbeschlag zugesprochen worden. Obwohl der Schmied uns in der Schmiede ungern sah, haben wir aus gehörigem Abstand beim Beschlagen zugeschaut und die Pferde bedauert, denen die Füße vernagelt wurden. Imponiert haben mich der Ambos mit seinem harten, hellen Aufschlag, das glutspritzende Eisen bei der Bearbeitung, das Zischen des glühenden Eisens beim Eintauchen in den Wasserbottich und der penetrante Geruch des beim Beschlagen verbrennenden Hufhorns. Das war auch ein Erlebnis.

Daß an jedem sonntäglichen Gottesdienst in der Niebraer Kirche einer aus der Familie Dietrich teilnahm, war eine Selbstverständlichkeit für meinen Großvater Jonathan. Ihm hat es nach seinem schweren Unfall im Jahre 1925, bei dem durch Pferdeschlag der Oberschenkel so zerschmettert war, daß infolge fehlender Krankenhausbehandlung er sich nie mehr recht fort bewegen konnte, schwere Not gemacht, nicht am Gottesdienstteilnehmen zu können. Daß ich ihn irgendwie ersetzte, war ihm eine große innere Beruhigung.

Ich wuchs in die seit langem bestehende Familientradition hinein. Von Frühjahr bis Herbst hatten wir Kinder unseren Platz auf der Orgelempore. An ein vernehmbares Mitsingen kann ich mich allerdings nicht erinnern. Wohl aber daran, daß im Winter wir aus der kalten ungeheizten Kirche mit in das Pfarrhaus genommen wurden zu einer Art Kinder-Gottesdienst. Noch heute habe ich das Bild vor mir: Pfarrer Lohse wärmt sich seine kalten Hände am Kachelofen, wir sitzen daneben und riechen – noch heute – den Duft der grünen Klöße aus der benachbarten Küche!

Die Niebraer Kirche mit ihrem berühmten und großen, prachtvollen gotischen Flügelaltar imponierte mir damals als Kind weniger als der mächtige, hohe Turm und der nicht ungefährliche Aufstieg über eine innen seitwärts offene Wandtreppe in die Glockenstube. Dieser Treppenweg ist mir in unterschiedlicher Abwandlung bis ins hohe Alter in Alpträumen haften geblieben.

Daß ich einmal meine erste Amtstelle an dieser Kirche haben und dann später anderen Gemeinden auf Ausfahrten diese Kirche mit ihren Kunstschatzen zeigen würde, hätte ich damals nicht ahnen können. Ebenso, daß ich 1998 das 500jährige Jubiläum des Altars mit Gottesdienst und Vortrag gestalten, und zu unserer Eisernen Hochzeit am 28. Juli 2006 die Andacht vor kleinem Familienkreis halten würde.

Zur Kirche gehört auch ein besonderes Familienzeichen, das nicht nur bewahrt, sondern auch beachtet bleiben sollte:

Der hohe Grabstein vom Stammvater Wilhelm Dietrich aus dem Jahre 1883 nahe am Turm. Der älteste Sohn Rudolf hat es vom Meister des Hermanns-Denkmal im Teutoburger Wald, dem Bildhauer Ernst von Bandel, gestalten lassen.

Besuche der Verwandten von auswärts waren nicht nur gern gewährt und gern angenommene Sitte, sie gehörten bis kurz nach dem 1. Weltkrieg zur alten Dietrich'schen Familienordnung. Das Tagebuch des Stammvaters Wilhelm macht es deutlich. In besonderer Erinnerung bleibt mir Großvaters Bruder Rudolf aus Hannover, der sich viel um mich kümmerte. Gern und mit Sorgfalt und Besonnenheit bemühte er sich um das Aufräumen im Anwesen, besonders im Schuppen, wo im Laufe der Zeit so manches abgestellt und aufgenommen worden war. Ich half ihm dabei gern, vielleicht gab es etwas dabei zu finden. Vielleicht habe ich dabei das mir heute noch gern und auch notwendige Ordnen kennen gelernt.

Bei seinem letzten Besuch im Jahre 1925 habe ich sein Reisegepäck per Handwagen zum Bahnhof Wolfsgefährt gebracht. Sein Enkel Walter war als Student später mehrmals in Otticha. Auch Onkel Ferdinand weilte öfters mit seiner Frau in Otticha, er ist mir aber weniger in Erinnerung. Bekannt sind mir seine Kompositionen und Gedichte, auch seine beiden Enkelinnen, Liselotte und Isolde. Wir lernten beide bei unserem Besuch in München in den achtziger Jahren kennen.

Jonathans Bruder Otto in Mosen habe ich nicht mehr gekannt, wohl aber war meine Mutter mehrmals mit mir auf Besuch bei seiner Familie. Von den Schwestern meines Großvaters lernte ich nur Tante Anna Schönstädt in Gera kennen. Sie kam wohl selten nach Otticha, ich aber war später recht oft bei ihr und dann bei ihren Töchtern. Von Großvaters ältester Schwester bin ich gelegentlich ihrer Tochter und deren Kinder in Gera begegnet.

Intensiver waren die Beziehungen zur Verwandtschaft meiner Großmutter Ida, geborene Hemmann in Wernsdorf. Ihrem Bruder Ernst, dessen Söhne Franz und Paul und den Enkel Gerhard habe ich als recht liebe, bescheidene Verwandte in dankbarer Erinnerung. Sie kamen wohl seltener nach Otticha. Meine Mutter ist aber des öfteren mit mir den stundenweiten Weg nach Wernsdorf über Ronneburg, Zschippach gegangen. Es lohnte sich trotz müder Beine: Zur Kirschenzeit gab es Kirschbuden entlang der Straßen, die saftigen Altenburger Kirschen „die Tüte voll für nen Groschen“. In Zschippach war Pause bei der Tante in der Mühle. Es gab den ganz seltenen Genuß von echtem Kaffee mit Buttersemmeln und es gab ein

Mühlenrad und eine ratternde Mühle. Unheimlich waren nur der tiefe Mühlgraben und die kleine schmale Schieferplatte als Brücke zum Burgkeller. Meine Cousine Gertrud hüpfte, keck und schnell, ich schlich zitternd darüber. Bis heute habe ich das nicht vergessen.

Den Geraer Onkel Paul habe ich persönlich weniger gekannt, aber sein Museum und seine große Schmetterlingssammlung, die Jahrzehnte später Dietrich in Begeisterung versetzte, habe ich als ein bedeutsames Werk kennen und schätzen gelernt. Die Geraer Hemmans gaben meiner Mutter in vielen Dingen Wegweisung und Hilfe. Diese Besuche waren nicht nur Zeichen der Verbundenheit und Treue, sie waren zugleich auch Verbindung zur Außenwelt, Berührungspunkte mit ihr.

Unsere eigentliche Welt war und blieb das Dorf im Leben, Erleben und Wirken. Beeindruckend die Siedlungsform als sorbischer Rundling: Die Güter mit Seitenhöfen, ein Gasthof und ein Hirtenhaus um den Teich und Anger geordnet mit einer großen alten Dorflinde, einst alles höher überragend, zuletzt ein ruinöses Relikt aus alter Zeit und heute ein öder Fleck. Am unteren Dorfrand der große Obstgarten, dessen Petersbirnen und Eierpflaumen magnetisch anzogen, saft- und geschmackvoll, auch Weide für Kälber und Schafe. Der Teich war wichtiger Dorfteil mit Löschwasser bei Brand und zugleich Lebensraum für Gänse und Enten. Unüberhörbar ihr morgendliches Begrüßungskonzert, mit dem sie sich auf den Weg vom Hof zum Teich begrüßten und der watschelnde Heimweg gegen Abend.

Auch die Flur in ihrer Aufgliederung in Feld, Wald und Wiese ist mir in ihrer Lage und alten Benennung, die nach 1950 verändert wurde, noch gegenwärtig. Zu dieser Flur gehörte auch der alte Briefträgerweg, der bis 1934 „hintenrauf“ aus Liebschwitz und dann wenige Jahre vom hochgelegenen Lietzsch durch das Wipsental führte. Um 1949, als Otticha vorübergehend vom Postamt Weida aus versorgt wurde, kam der Postbote aus dem kleinen Dorf Pösneck im Amselgrund herauf und brachte die Geraer Zeitung und mitunter auch wirkliche Post.

Das Leben im Dorf war nicht als auffallend und lebhaft zu erfahren, es war mehr in vielen Kleinen, immer wiederkehrenden Geschehnissen wahrnehmbar: Den Fuhrbewegungen zwischen Hof und Feld, den Gänsen und Enten, dem Bellen eines Hundes auf irgendeinem Hof, dem Klappern der Milchkannen bei ihrer Abfuhr, selten mal ein Gespräch, regelmäßig aber ein Gebetsläuten am Morgen, Mittag und Abend von der Niebraer Kirche.

Stunden der Beunruhigung und Umstände auch der Angst brachten die oft und mitunter recht stark auftretenden Gewitter. Gefürchtet waren jene, die vom Osten,

„von Russdorf her“ kamen und in der Regel viele Stunden lang sich am Ostrand des Elstertales stauten. Gefahr bestand immer für die Flur mit ihren Früchten und bei Blitzschlag für Haus, Stall und Scheune. Wir beide, meine Mutter und ich, waren jedes Mal schnell aus unserem alten Fachwerkhaus in das massivere Hofhaus, unterm Arm die wichtigsten Papiere, geflüchtet, wo wir uns etwas sicherer und nicht mehr so allein fühlen mußten.

Als Kind habe ich Brände in Niebra, Kleinfalka und Lichtenberg erlebt, allerdings aus der Entfernung. Als Mitbetroffener erfuhr ich die Schrecken eines Großbrandes, als 1925 die große Scheune vom Hof Schumann im Dorf vernichtet wurde. Recht deutlich erinnere ich mich des Schreckens und der Ängste, die über uns kamen. Ich sehe noch das vollkommene Durcheinander des verängstigten, brüllenden, hin- und her rennenden großen und kleinen Viehbestandes und der Leute, die in diesem Wirrwarr der verängstigten Tiere Ordnung zu bringen und sie zu retten suchten. Ich erinnere mich an Rennen und Rufen der Hofleute und der Nachbarn, die irgend- etwas Wichtiges und vielleicht auch Unwichtiges noch retten wollten. Dazwischen war die Dorffeuerwehr mit ihrer kleinen Spritze, die per Handdruck Wasser aus dem Dorfteich führte. Sie und die aus anderen Dörfern herbeigeeilten Feuerwehren konnten wenig helfen. Eine technisch ausgestattete und ausgebildete Feuerwehr gab es damals noch nicht. Die Brandruine und der überaus starke Brandgeruch hat noch lange Zeit an jenes Feuer erinnert.

Ungefähr zwei Jahrzehnte später sind die Scheunen der Güter Dietrich und Zipfel abgebrannt; ich war damals bereits in meiner Robener Pfarrstelle.

Dietrichs Scheune war erst um die Mitte der zwanziger Jahre durch Umbau und Einbau der elektrischen Dreschmaschinen vergrößert worden. Das war für mich damals ein besonderes Erlebnis. Es regte mein „Mitmachen“ an. Aus herum- liegenden Materialresten baute ich mir hinter der Scheune an der Zaunecke auf dem Hang eine Bude, die natürlich auch einen Herd aus Ziegelsteinen erhielt. Auf ihm opferte ich Reste von Baumaterial. Daß meine Mutter davon besonders erbaut gewesen sei, ist mir nicht rememberlich.

Dabei sein, mitmachen in Hof und Feld führte allmählich zu kleinen Arbeiten. War ich beim Futterholen schon frühmorgens mit auf dem Kleefeld, war ich am Nachmittag dabei, Kaffee auf das Feld zu tragen. Beim „Kartoffellesen“, an dem alle Leute aus dem Hof beteiligt waren, gab es statt der üblichen großen „Fettbemme“ mitunter frischen, dick belegten Pflaumenkuchen, ein Hochgenus auch für mich.

Als richtige Arbeit galt meine Mittätigkeit beim Dreschen. Damals gab es noch keinen Motor, ein mechanisches Göpelwerk brachte die Dreschmaschine in Tätigkeit. Von einem Pferd im Rundgang gezogen, blieb es stundenlang in Bewegung. Daß dies nicht unterbrochen wurde, bedurfte eines Antreibers. Ich hatte also ab und an mit „Hüh und Hott“ die gute alte Liese, die bereits das Pferde-Höchstalter erreicht hatte und nur noch für leichte Arbeit in Anspruch genommen wurde, an das Weiterlaufen zu erinnern.

Auch beim „Schlichten“ und Walzen, dem Zerkleinern der Ackerkrumen durch Egge und Holzwalze waren Liese und ich ein friedliches Gespann. Als sie nicht mehr konnte und zum Schlachthof geführt werden mußte, gab es einen schmerzlichen, bewegenden Abschied. Wir alle standen am Tor, als sie, von einem ihr Fremden geführt, langsam das Dorf hinterlaufend versuchte, sich noch mal zu uns umzudrehen und wieherte. Auch Tiere kennen Liebe und schmerzlichen Abschied.